

Michael Sostmann

Wo kein Kläger, da kein Richter...

vom Umgang mit kindlicher Bedürftigkeit

Vortrag gehalten am 10.9.2007 in Stade im Rahmen einer Veranstaltungsreihe der Woche der Diakonie zum Thema: Die Rechte der Kinder

für Christiana Otto

Sicherlich liegt es nahe, zu dem Thema der Rechte der Kinder gleichsam auf einer juristischen Ebene einleitend zu beginnen mit der Konvention der UNO aus dem Jahre 1989 oder zu verweisen auf den polnischen Pädagogen Janusz Korczak, der 1919 in seinem Buch »Wie man ein Kind lieben soll« eindrücklich eine Magna Charta der Kinderrechte formulierte.

Ich selber möchte aber einen anderen Ansatz verfolgen, den meiner eigenen Betroffenheit, welche nicht zuletzt Ausdruck ist meiner Arbeit als Psychotherapeut mit Kindern und Jugendlichen an unterschiedlichen Schauplätzen, sei es in der therapeutischen Arbeit im engeren Sinn in der Praxis, sei es im Rahmen von Projekten an verschiedenen Schulen, Erfahrungen aus einigen Monaten in Neapel in einem kirchlichen Betreuungsprojekt von Straßenkindern, mehrere Jahre bei Terre des Hommes bei einem Nachmittagsangebot für Kinder in einer Schule in Hamburg unweit der Reeperbahn. Somit gibt und gab es vielfältige Begegnungen mit Kindern und Jugendlichen, wobei im Laufe der Jahre gewissermaßen in meinem eigenen Erleben die Not und eine innere Bedrängnis zunahm angesichts der immer wieder erneuten Erfahrung, wie schwer es fällt, die Aufmerksamkeit, die Wachsamkeit, das Bewusstsein für die Notwendigkeit der Beachtung so vielerlei Botschaften, Mitteilungsebenen, gleichsam Sprachformen zu wecken, in denen Menschen auf ihre Bedürftigkeit, ihre Notwendigkeiten, Wünsche und Sehnsüchte hinweisen. Und diese erfahren oft nur wenig Ermutigung und Resonanz, so dass sie gewissermaßen zunehmend im Laufe der Lebensgeschichte leiser werden, verstummen oder sich allein noch vermitteln in einer „verstellten“ Form, die es leicht werden lässt, die eigentliche Botschaft zu überhören. Ich befürchte, dass in vielen Fällen Kindheitsgeschichte bedeutet, dass die Heranwachsenden im Erleben, mit ihrer Bedürftigkeit, ihrer Verletzbarkeit, ihrer Kränkbarkeit keine ausreichende Wahrnehmung und Beheimatung zu erfahren, diese Wesensseiten immer weniger unmittelbar in die Begegnung einbringen. Daher bilden sie Mechanismen und Persönlichkeitsstrukturen aus, die sie selber davor schützen sollen, solche Inhalte eigener Emotionalität zu spüren.

Immer wieder bin ich betroffen und erstaunt über die Diskrepanz zwischen dem Kenntnisstand, den wir heutzutage über Kindheitsentwicklung in verschiedensten Facetten haben, und dem, was hiervon Eingang findet in den Alltag des Umgangs mit Kindern und Jugendlichen. Dies meint ebenso den familiären Rahmen wie die verschiedenen Formen institutionalisierter Betreuung von Kindern. Das mag Ausdruck von Prioritäten sein, die wir in unserer heutigen Gesellschaft setzen, selbst wenn wir behaupten, hier kaum eine andere Wahl zu haben. Aber ich denke, es ist auch wesentlich Zeichen der eigenen Sozialisation und Kindheitserfahrung, wo wir uns den Verletzungen und Kränkungen aus unserer eigenen Kindheitsgeschichte nicht stellen wollen, dies aber tun müssten, wenn wir den Bedürftigkeiten von Kindern und Jugendlichen in einem Ausmaß Rechnung tragen wollten, wie es unserem heutigen Kenntnisstand entspricht. Wir haben Angst davor, mit unserem eigenen Schmerz und unserer eigenen Leiderfahrung wieder konfrontiert zu werden. Somit bagatellisieren wir

Traumatisierungen: »Es ist doch nicht so schlimm, uns hat es doch auch nicht geschadet«. Oder wir nehmen sie als solche gar nicht erst wahr.

Janusz Korczak hat auf die Frage, wer geeignet sei, Kinder zu erziehen, geantwortet: »Alle Tränen sind salzig, wer das begreift, kann Kinder erziehen, wer das nicht begreift, kann sie nicht erziehen.« Damit wollte er sagen, dass nur der, der sich sein Empfinden für die eigene Kränkbarkeit, Verletzlichkeit und Bedürftigkeit bewahrt hat und somit auch die Erinnerung an die Verletzungen, die ihm im Leben zugefügt wurden, offen zu sein vermag für diese Qualitäten menschlichen Daseins in der Begegnung mit seinen Mitmenschen. Das verlangt uns aber ab, jene Wesenseiten in einem anderen Sinn als Qualitäten zu achten: etwa im Sinne der Seligpreisungen Jesu, wo die Fähigkeit zu trauern, der Wunsch nach Trost und Geborgenheit, die Sehnsucht nach einem stimmigen Leben, die Erfahrung von Verletzlichkeit und in all diesem die Notwendigkeit der Begegnung mit einem liebevollen Gegenüber die entscheidenden Merkmale sind, deren Achtung und Beantwortung das menschliche Miteinander auszeichnen sollten.

Nicht allein nur deswegen, dass diese meine Worte heute gesprochen werden im Rahmen einer Veranstaltung der Diakonie, verweise ich auf das jesuanische Menschenbild, so wie ich persönlich es verstehe. Doch auch wenn sich jemand durch einen solchen Verweis auf einen bestimmten religiösen oder sozial-ethischen Hintergrund irritiert fühlen mag, bin ich der festen Überzeugung, dass wir in der Begegnung mit uns und unseren Mitmenschen nicht umhin kommen, uns für ein bestimmtes Menschenbild zu entscheiden, ja uns gleichsam zu ihm zu bekennen, wobei es sicherlich die unterschiedlichsten Zuflüsse und Erfahrungen geben mag, die zu einem solchen Bild führen.

Hinsichtlich der Auffassung von dem, was ein Kind und einen Jugendlichen auszeichnet, wäre ich jetzt geneigt, Ihnen aus dem weiten Spektrum der an verschiedenen Orten vorgestellten »Profile« einige Beispiele zu benennen, wo auf der einen Seite die berühmte kaum zu zählende Bestie Mensch in den lebhaftesten Farben ausgemalt wird, auf der anderen Seite eine Gestalt von steril wirkender Tugendfülle erscheint, bei der Trübungen, Zerrissensein und die tragischen Aspekte menschlichen Daseins gleichsam herausgewaschen worden sind. Manchmal wird das eine als beklagenswerter Ist- Zustand bewertet, das andere als zu erstrebender Soll-Zustand gepriesen.

Ich möchte aber eben versuchen auf einem anderen Wege Ihnen heute mein Anliegen zu vermitteln, was darin besteht, über das Erleben eigener Betroffenheit sich zunehmend zu öffnen für eine Verstehensweise und - wenn ich es so nennen darf - Dechiffrierung von so vielerlei Mitteilungen, die wir - um im Bild zu bleiben - oft nur in verschlüsselter Form empfangen, eben in der mitmenschlichen Begegnung hier bezogen auf Kinder und Jugendliche. Eine Vielzahl teilt sich mit nur sehr leise, gewissermaßen nebenbei, manchmal aber auch verzerrt und wie entstellt wirkend hinsichtlich des ursprünglichen Inhaltes. Und meines Erachtens besteht die größte Gefahr darin, diese Botschaften zu übersehen und zu überhören. Dadurch zwingen wir geradezu unser Gegenüber, eine Ausdrucksform zu wählen, die wir - in einem anderen Sinne - als »unerhört« bewerten, ohne uns bewusst zu sein, dass **wir** es waren und sind, die bis zu jenem Zeitpunkt eine Vielzahl von Mitteilungen überhört und damit nicht »erhört« haben! In Betrachtung so vieler Entwicklungen, Lebensgeschichten - in manchen Kontext wäre von Fallgeschichten zu sprechen - ist meines Erachtens zweifellos aufzeigbar, dass Menschen in ihrem Leid erst dann Beachtung finden, wenn sie in der Art ihrer Mitteilung eine Schwelle überschritten haben, wo sie in ihrem Verhalten als im wertenden Sinne gemeint »auffällig« wahrhaftig auffallen, eben weil übersehen wurde, was vor jener Schwelle schon hätte wahrgenommen werden können und müssen.

So verstanden habe ich als Titel meiner Ausführungen den Ausspruch gewählt: »Wo kein Kläger, da kein Richter...«. Ich will damit besagen, dass wir zumeist erst dann davon sprechen, dass im sozialen Kontext eine Intervention erforderlich wird - und sei es auch im juristischen Sinne -, wenn meines Erachtens schon viel an Vorgeschichte sich ereignet hat, ohne dass eine entsprechende Wahrnehmung mit den notwendigen Konsequenzen geschehen ist. Um es mit einem anderen Bild zu sagen: Es werden eine Fülle von roten Ampeln überfahren, bevor es dann zum Unfall kommt.

Doch lassen Sie mich an einigen Beispielen beschreiben, was ich meine. Vor kurzem besuchten wir meinen Schwager und meine Schwägerin in New York, sie ist Dozentin für Soziologie, und bei meiner Ankunft fand ich wie immer liebevoll vorbereitet einen Stapel neuester Veröffentlichungen aus dem Bereich Psychologie und Soziologie vor zu verschiedenen Themen wie Kindheit, Schulproblematik, Verhaltensauffälligkeiten, Gewalttätigkeit und Rassenproblematik. Wissend um mein Arbeitsfeld kreisen jene Bücher und Artikel um Problematiken, die Kinder und Jugendliche betreffen. Eindrücklich ist hierbei eine Sichtweise, die auch zunehmend in Deutschland und Europa anzutreffen ist, wo sich sehr beschreibend und empirisch-soziologisch den verschiedenen - man muss es so nennen - »Phänomenen« genähert wird. Die Beziehungsaspekte - so wie es eine psychoanalytische Betrachtungsweise nahe legt - erfahren kaum noch eine Würdigung. Zu den Folgen einer solchen Sichtweise später noch einige Worte.

Eines Tages saß ich auf einer Bank in einer Parkanlage am Hudsonriver unweit des ehemaligen World Trade Centers, somit in einem äußerst gepflegten und durch Geschäftsleute geprägten Teils von New York, wo Ordnung, Sauberkeit und klare architektonische Ästhetik das Bild bestimmen. Ich saß im Schatten einer Baumgruppe und betrachtete eine Art Versammlung von Kindermädchen, die mit Kinderkarren und mannigfaltigen Ausrüstungsgegenständen (Proviant, Nuckelflaschen, Spielzeug, Kleidungsgegenstände) ausgestattet Kinder im Alter zwischen ein und drei Jahren hüteten. Die Kleinkinder waren ausnahmslos weißer Hautfarbe, ihre Betreuerinnen stammten aus aller Herren Länder, junge Frauen zwischen 20 und 30 Jahren, Asiatinnen, Frauen aus Indien oder Pakistan, aus Indonesien, ganz selten eine Afroamerikanerin. Bisweilen unterhielten sie sich untereinander in ihrer Landessprache, manchmal war das verbindende sprachliche Element eine Form von reduziertem Englisch, mit dem sie auch die Kinder ansprachen. Dies geschah jedoch nicht häufig, zumeist waren die Frauen miteinander beschäftigt oder strahlten eine Art gereizter Langeweile aus. Manche der Kinder saßen angeschnallt in ihren Kinderwagen, andere liefen zwischen den Wagen hin und her, soweit es ihren motorischen Fähigkeiten entsprach. Es war durchaus so, dass sie die Aufmerksamkeit ihrer Betreuerinnen auf sich zu ziehen suchten, bisweilen begegneten sie bei ihrem Bemühen einer eher beiläufigen Zuwendung, einer Berührung ohne Blickkontakt, der Zureichung einer Süßigkeit. Nicht selten wurden sie auch kurz schroff angefahren, was sie denn wollten, worauf sie deutlich zurückschraken, das wiederum löste bei dem Kindermädchen zumeist ein eigentümliches Verhalten aus: Es stürzte sich auf das kleine Kind und drückte es, als wenn eine Art Schuldgefühl sich der Betreuerin bemächtigt hätte. Besonders beklemmend fand ich eine Szene, wo ein kleines Mädchen in seinem Wagen angeschnallt saß und darauf hinwies, dass die Sandalen mit dem Klettverschluss zu eng saßen und ihm wohl Schmerzen bereiteten. Die Gestik war eindeutig, das Kindermädchen schaute jedoch erst sehr grimmig, dann herzte die junge Frau das Kind und steckte ihm ein Stück Banane in den Mund. Als es den Kopf abwandte, entzog sich auch das Kindermädchen wieder dem Kontakt, worauf das Kleinkind versuchte, mit seinen Händchen die Schuhe zu erreichen. Schließlich wurde es aus der Karre herausgehoben und durfte ein wenig gehen. Das brachte ihm sichtlich Erleichterung. Nach einigen Schritten hielt

es sich am Sitz einer Nachbarkarre fest, beugte sich hierbei zu seinem - ich darf es so nennen - Leidensgenossen in den Sitz hinein und wurde angefahren, es solle nichts berühren: »Don`'t touch!«

Zwei kleine schon etwas ältere Jungen hatten sich ein Stück weit entfernt und stritten sich um eine Frisbyscheibe. Beide zogen heftig an dem Spielzeug, purzelten derweil übereinander, rappelten sich wieder hoch und schienen sich schließlich geeinigt zu haben, wer die Scheibe in Händen halten dürfe. Ein Kindermädchen, welches bis zu jenem Zeitpunkt offensichtlich amüsiert zugeschaut hatte, schritt jetzt recht brüsk ein, um die beiden Kleinen zur Ordnung zu rufen.

Auf dem Rasen hinter dieser Gruppe saß in einiger Entfernung ein Vater - ich vermute mal, dass es ein solcher war - und las in der neuen Ausgabe von Harry Potter. Seine beiden Jungen, etwa sechs und acht Jahre alt, spielten in seiner Nähe mit einer Art Röhre aus Stoff, die als Höhle diente, wobei der ältere der beiden sie für sich allein beanspruchen wollte und seinen Bruder anwies, möglichst zu verschwinden. Dieser versuchte noch einige Zeit, gleichsam spielerisch seinen Bruder im Miteinander zu halten, wurde dann immer verzweifelter, da dieser ihm kein Gehör schenkte, und trat zuallerletzt recht heftig gegen die Röhre. Darauf schrie der ältere erbost auf, der Vater hob den Blick und befahl den jüngeren zu sich. Er solle seinen Bruder in Ruhe lassen und sich neben dem Vater auf den Rasen setzen. Dort saß er sichtlich verzweifelt, verknotete Arme und Beine, war von großer Bewegungsunruhe erfüllt und schaute sehnsüchtig zu seinem Bruder hinüber, der es sich in der Röhre bequem gemacht hatte. Der Vater las weiter in seinem Buch.

Ich glaube nicht, dass mich angesichts dieser Schilderung nun der Vorwurf treffen wird, es gebe meinerseits eine verzerrte Wahrnehmung. Ich denke, jedem dieser Szenerie Beiwohnenden war es möglich, all die beschriebenen Abläufe mitzuerleben, die Frage wird nur sein, welche Bedeutung wir solchen Geschehnissen zuordnen oder ob sie uns letztlich als der Rede wert erscheinen. Mir sind jene Eindrücke sehr nachgegangen: Welch Fülle von widersprüchlichen und verwirrenden Botschaften haben hier die Kinder empfangen in der Begegnung mit den Kindermädchen! Wie viel - in meinen Augen - Aggressivität war im Verhalten der Betreuerinnen zu spüren, welche Ambivalenz in jenen Wiedergutmachungsbemühungen, wie viel - ob nun gezielt oder nicht, bewusst oder unbewusst - an Nichtwahrnehmung, Missachtung kindlicher Befindlichkeit und Bedürftigkeit! Ich frage mich, ob diese jungen Frauen vielleicht selber Kinder haben, wenn ja, wer sie wohl hütete, während sie dagegen diese Kinder, die einem ganz anderen sozialen Umfeld entstammen als dem ihrigen, betreuten. Welche Fülle von Konflikten, Verwicklungen, Konfusionen, ja letztlich traurigen und tragischen Verquickungen in einem Netz von Zusammenhängen, deren Vielschichtigkeit jene Kinder ausgesetzt sind! Und sicherlich sind all dies nicht »Tatbestände«, die die durchaus zahlreich in jenen Parkanlagen vorhandenen Ordnungshüter auf den Plan gerufen hätten.

Wie wenig Möglichkeit wurde hier etwa den beiden Brüdern mit der Spielröhre aus Stoff durch die Anwesenheit des Vaters eröffnet, der doch recht verwickelten Dynamik ihres Miteinanders angemessen Ausdruck zu verleihen. Da gab es Sprachlosigkeit, die Notwendigkeit, Spannung und das Erleben von Ohnmacht motorisch »körperlich abzuführen« in jenen Verknotungen der Gliedmaßen des jüngeren Bruders, die Unbezogenheit in dieser Szene des Vaters zu seinen Söhnen: Präsenz und doch Nicht-Präsenz! Sicherlich kein seltenes Phänomen!

Ist dies übertrieben? Und wenn nun der Alltag, das Leben der Kinder bestünde aus einer Aneinanderreihung solcher so vermeintlich »unauffälligen« Erfahrungen und Erlebnisse? Wird es nicht Spuren hinterlassen? Wir wissen heute sehr viel über die Interaktion zwischen Säuglingen und Kleinkindern und deren erwachsenen Bezugspersonen, über die Wirkung von Mitteilungen auf verbaler, gestischer, mimischer, ja körperlicher Ebene überhaupt. Wir wissen, was das Erleben, gewissen Zwiespältigkeiten und Verwirrungen ausgesetzt zu sein, für die Entwicklung des Selbstgefühls und die Beziehungsfähigkeit heranwachsender Menschenkinder bedeutet. Das ist gut dokumentiert, gleichsam unter Laborbedingungen aufzeigbar. Das, was hier durchaus als Traumatisierung, Verletzung und Verunsicherung benannt werden darf, ist nicht Ausdruck von spektakulärer Misshandlung, Übergriffigkeit, aber es bedarf schon eines genaueren Hinschauens, um wahrzunehmen, wo und wie hier die Bedürftigkeit eines Kindes nicht angemessen Antwort erfährt in der Beziehung zu einem erwachsenen Gegenüber.

Nun würde wahrscheinlich manch einer einwenden, dass diese Arten von Traumatisierungen nicht eine solche Gewichtung hätten, letztlich keine »Leiderfahrungen« darstellten, wo eine Intervention dringlich erforderlich wäre. Solche Erlebnisse gehörten halt zum Leben dazu, man solle sie nicht überbewerten. Und in einer solchen Argumentation wird meines Erachtens schon deutlich, wie sehr sie eine »Desensibilisierung« aufdeckt hinsichtlich menschlichen Leidens. Ich behaupte, es bedarf schon eines gewissen »Trainings«, einer bestimmten Sozialisation, um zu »übersehen«, was hier diesen Kindern geschieht!

Und es passt in eine durchaus wesentlich als männlich zu bezeichnende Kultur. Der amerikanische Psychologe Michael Thompson hat in seinem Buch »Raising Cain« (deutscher Titel: Was braucht mein Sohn?) die heutigen Sozialisationsbedingungen von heranwachsenden Jungen nachgezeichnet und deren Auswirkungen auf ihre Emotionalität, wobei er sich ebenso wie sein Mitautor Dan Kindlon wahrhaftig nicht in Interpretations- und Deutungsansätze verliert, wie sie einem tiefenpsychologischen Ansatz entsprächen. Es wird in dem Buch »einfach« empirisch recherchiert und das jeweilige Ergebnis dargestellt. Wer es anschaulicher wünscht, könnte sich die entsprechende Filmdokumentation zu Gemüte führen: »Raising Cain – Exploring the inner lives of America`s boys«. Dort wird er kleine Jungs unter Tränen berichten hören, wie sehr sie sich dafür schämten, wenn sie weinen würden. Er wird vernehmen, dass jene Eigenschaft - eben **nicht** (mehr) zu weinen und Trauer zu empfinden - für sie zur wesentlichen Eigenschaft eines »richtigen« Mannes gehöre. Und er wird an einer Fülle von Beispielen erleben, wie sehr Empathie, die Möglichkeit, sich in einen Mitmenschen einzufühlen gerade in Bezug auf das Erleben von Schmerz, Trauer, Bedürftigkeit und Gebrechlichkeit abhängen davon, inwieweit jener Mensch selber sich Zugang zu diesen emotionalen Qualitäten bewahren konnte und durfte.

Als vor nicht allzu langer Zeit der Film »Fluch der Karibik« nun als dritter Teil in die Kinos kam, machten sich einige aufmerksame Zeitgenossen daran, die Ungereimtheiten und gewissermaßen optischen »Fehler« aufzulisten, die sie bei genauer Betrachtung des Filmes aufzuspüren wussten. So gleich in der Eingangsszene: dort sei ein Junge - etwa 10 Jahre alt - zu sehen, der eine Zahnklammer trüge. Solche habe es zu der Zeit, wo der Film seinen historischen Schauplatz fände, noch gar nicht gegeben! Darüber konnten manche sich recht ereifern! Jedoch hörte ich keinen Kommentar zu dem Inhalt der Szene, wo dieser Junge mit der unzeitgemäßen Zahnklammer auftritt. Es wird seine Hinrichtung gezeigt: Er wird erhängt. Da er von seiner Körpergröße zu klein für den Galgen ist, greift sich der Henker ein Fass und stellt das Kind darauf, damit nun die Schlinge um seinen Hals gelegt werden kann! Ich finde so etwas entsetzlich! Es erinnert mich an die Schilderung der Erhängung eines Jungen im Konzentrationslager von Auschwitz, nachzulesen in dem Buch von Elie Wiesel »Die Nacht«:

»... Aber der dritte Strick hing nicht reglos: der leichte Knabe lebte noch... mehr als eine halbe Stunde hing er so und kämpfte vor unseren Augen zwischen Leben und Sterben seinen Todeskampf.« Als ich von meiner Betroffenheit vielen von denen berichten wollte, die den Film schon gesehen hatten, wurde mir überwiegend entgegengehalten, es handele sich doch hier um einen Unterhaltungsfilm. Die Darstellung der Hinrichtung eines Kindes als Eingangssequenz zu einem Unterhaltungsfilm: spannend, amüsant, eben unterhaltsam!

Ich selber habe den Film gesehen, es hat mich vieles sehr erschreckt. Und besonders erschreckend fand ich es, wie viele Kinder mit im Kino waren. Ich habe in den folgenden Wochen viele Kinder auch recht jungen Alters gefragt, ob sie den Film gesehen hätten. Die meisten hatten. Sie fanden ihn »cool«. An die Eingangsszene konnten sich die wenigsten erinnern. Sie hatte sie vergessen oder übersehen!

Machen wir uns gar nicht mehr klar, wie unsere Medien, die Unterhaltungsindustrie, nicht zuletzt die Computerspiele in vielfältigster Art ein »Desensibilisierungstraining« anbieten, was sich in mancher Hinsicht ja durchaus auch mit Ausbildungsprogrammen von Soldaten deckt, denen »Empathie«, so gesehen »Mit-Leid« abgewöhnt werden soll, damit sie ihren Aufgaben nachkommen können? Für manchen wird das Computerspiel »Doom« durchaus ein Begriff sein, ein »Kriegsspiel«, ein »Egoshoooter«, in einer ähnlichen Version als »Military Doom« bei der amerikanischen Armee in Verwendung, in den USA frei verkäuflich, hier bei uns mit einer Altersbeschränkung. Nach dem Massaker in Littleton an der Columbine High School, wo zwei Heranwachsende 12 Mitschüler/innen und einen Lehrer töteten und 23 weitere Studenten verletzten, gab es manche Stimme, die jene Gewalttat auf den exzessiven Gebrauch (»Missbrauch«) dieses Computerspieles durch die beiden jugendlichen Täter zurückführen wollte. Aber eine solche Interpretation wird der Lebens - und (so darf man sagen) Leidensgeschichte der beiden Jugendlichen Eric Harris und Dylan Klebold, die in ihrer schulischen »Laufbahn« eine Fülle von Demütigungen, Ausgrenzungen und Erniedrigungen erlebt hatten, was im Englischen mit dem Ausdruck »Bullying« benannt wird, sicherlich nicht gerecht, nicht zuletzt auch weil bis zum Zeitpunkt des Massakers - und im Bewusstsein vieler auch noch heute - jene Vorgeschichte unbeachtet und ungesehen blieb.

Es ist schon immer wieder beeindruckend und erschreckend, wie sehr bei solchen Geschehnissen Erklärungsansätze herangezogen werden, die die Mitverantwortlichkeit all derjenigen, die etwas hätten bemerken können und müssen, minimieren. Im Januar dieses Jahres wurde in dem Dorf Tessin in Mecklenburg ein Ehepaar von zwei Siebzehnjährigen erstochen. Die Vorgeschichte jenes schrecklichen Geschehens war nachzulesen in einer Dokumentation des ZEIT magazins Leben (26/07). Das, was wie eine Tat aus »heiterem Himmel« erschien, hat durchaus einen langen Vorlauf. Da genügt es, die Überschriften zu lesen, die in den Text eingerückt sind: »Das Tagebuch des Felix D. (eines der Täter, Anm.d.Ref.) ist ein Dokument der Qual, seine Hirngespinnste entfalten eine düstere Wucht«... »Seine Verzweiflung an der Menschheit brachte Felix den Spitznamen „Katastrophulus“ ein«... »Am Computer trainierte sich Felix Mitleid und Gewissen ab«... In dem Artikel werden Eintragungen aus seinem Tagebuch zitiert, die Bilder, die sein Kinderzimmer schmückten, sind teilweise abgebildet.

Jenseits vertiefter psychologischer Deutungsansätze ist es meines Erachtens wirklich nicht übersehbar, was übersehen wird. Schon vor knapp 40 Jahren erschien das beeindruckende Buch des Sozialpsychologen David Mark Mantell »Familie und Aggression - Zur Einübung von Gewalt und Gewaltlosigkeit«, wo eine Studie über die familiäre Sozialisation von amerikanischen Kriegsfreiwilligen und Kriegsdienstverweigerern vorgelegt wird. Es ist - ich wiederhole das Wort - auch hier unübersehbar, dass die jeweilige Haltung zum Umgang mit

Aggressionen wahrhaftig nicht aus »heiterem Himmel« sich in einem Menschen offenbart. Wie viel hier Erziehung und Beziehungserfahrung bedeuten, hat schon Alice Miller in ihren Büchern »Du sollst nicht merken« und »Am Anfang war Erziehung« in den achtziger Jahren überzeugend ausgeführt.

Nun mag wiederum manch einer einwenden, ich möge doch bitte nicht »dramatisieren«, die hier zuletzt genannten Ereignisse stellten ja nicht den Regelfall dar. Da wäre entgegenzuhalten, worauf sich dieser Einspruch denn nun bezöge: auf ein Schulmassaker (»Erfurt«) oder auf die Eingangsszene eines Filmes wie »Fluch der Karibik«? Vielleicht wird der Betreffende nun abwinken: Ich solle doch bitte wieder gleichsam auf den heimischen Schauplatz zurückkehren.

Das werde ich tun und einige Gegebenheiten berichten aus dem letzten Schuljahr. Zusammen mit einem Sozialarbeiter, einem Erzieher und Diplomanden im Fach Psychologie und der Klassenlehrerin einer fünften Hauptschulklasse habe ich ein Projekt durchgeführt, welches wir als »Emotionales Lernen« benannten. Unser Anliegen war es, die Kinder dieser Klasse in einen Prozess einzubinden, wo aus jenem anfänglich doch eher zufällig zusammengewürfelten Haufen eine Gruppe entstehen sollte, in der die einzelnen Gruppenmitglieder zu einem konstruktiven Miteinander finden. Auch war es uns wesentlich, die Kinder darin zu unterstützen, für ihre Befindlichkeit Ausdrucksformen zu finden: nicht zuletzt in der Verbalisierung. Hierbei wurde einmal mehr deutlich, wie begrenzt häufig für Kinder und Jugendliche die Möglichkeiten sind, sich in Sprache zu vermitteln. Oft kommt noch erschwerend hinzu, dass die Kinder einen - wie man sagt - Migrationshintergrund haben, wobei nicht selten spürbar wird, dass weder die Muttersprache noch die Sprache ihrer jetzigen Heimat diejenige ist, in der sie sich wirklich sprachlich »heimisch« fühlen. So entspannen sich zwischen den Kindern gleicher nationaler Herkunft jeweils heftige Diskussionen, wenn wir sie baten, uns etwas in die Sprache ihrer Heimat zu übersetzen. Sprachvermittlung bei Kindern mit Migrationshintergrund ist ebenfalls eine gewichtige Problematik im schulischen Alltag, da oft unterschätzt und somit »übersehen« wird, dass es vor dem Hintergrund des jeweiligen Entwicklungsstandes sicherlich nicht »allein« um das Erlernen einer ersten Fremdsprache geht, es bedarf hier besonderer Hilfestellungen, die sehr oft den Kindern nicht zuteil werden.

In Abständen sind wir die Klassenliste durchgegangen und haben uns bemüht, unsere Eindrücke über die einzelnen Kinder auszutauschen, ein Bild entstehen zu lassen: über ihr jeweiliges Verhalten, ihre Bedürfnisse, ihre Schwierigkeiten und ihre Ressourcen. Hierbei waren wir immer wieder betroffen über das Ausmaß von Notwendigkeiten, eigentlich letztlich sehr individuell zu gestaltende Hilfestellungen anbieten zu müssen, was den schulischen Rahmen übersteigt und den Rückgriff auf ein Netzwerk - soweit vorhanden - erforderlich werden lässt, wo soziotherapeutische, psychotherapeutische und sonderpädagogische Kompetenzen angefragt sind. Je genauer wir »hinschauten« auf das jeweilige Kind, umso schärfer wurden die Konturen und Einzelheiten jener ganz individuellen Beziehungsgestaltung und Begegnung, was uns häufig auch im Gefühl einer Überforderung bewusst werden ließ, wie viel es bräuchte, um die Kindern angemessen zu begleiten. Ein wichtiges Thema war auch stets die Frage, wie Verhaltensauffälligkeiten gedeutet und übersetzt werden können, weil wir davon ausgehen, dass sie in der Begegnungsdynamik eine Mitteilung darstellen auf einer Ebene, die seitens des Heranwachsenden (noch) jenseits der Möglichkeit einer Verbalisierung liegt. Dies nicht zuletzt deshalb, weil sich hier Konflikte ausdrücken, die dem Betreffenden selber nur wenig bewusst sind. Eine solche Betrachtungsweise ist ein bewährter Ansatz, um Geschehnisse und Abläufe etwa im Rahmen

einer Gruppe (wie sie eine Klasse darstellt) besser zu verstehen, auch um dann angemessen intervenieren zu können.

Wie etwa sind folgende »Erlebnisse« zu deuten? Wir sind mit den Kindern auf einem Ausflug, befinden uns in einer »Spielscheune«. Die Aufsicht führende Person am Tresen ist recht freundlich, durchaus bemüht, den Kindern in vielerlei Hinsicht zugewandt. Im Laufe des Vormittags kommt ein Junge aus unserer Klasse zu mir, steht erst einige Zeit abwartend, als wolle er die Situation abschätzen, an meiner Seite, da ich mit anderen Kindern Tischfußball spiele, dann spricht er mich unvermittelt an: »Die will mir nicht zu trinken geben!« Ich schaue ihn fragend an, er begegnet meinem Blick, als müsse nun doch durch diese Information alles klar sein und von mir eine Stellungnahme kommen. Ich kenne diesen Blickkontakt von ihm, bisweilen vermag es den Eindruck zu vermitteln, als stünde man sich in der entscheidenden Szene von »High noon« im finalen Duell mit entscherten Pistolen gegenüber. Ich habe im Laufe mancher Begegnung mit ihm lernen dürfen, dass jener fast kalt und distanziert-prüfend wirkender Ausdruck in seinen Augen ein Zeichen dafür ist, dass er sich gewissermaßen nun auf »unsicheres Terrain« begeben hat, da es um die Preisgabe einer Unsicherheit, einer Verunsicherung, ja von Gefühlen gehen könnte, die mit Schmerz, Kränkung, Ohnmacht und Bedürftigkeit zu tun haben. Ich antworte: »Wer will dir nicht zu trinken geben?« Als Erklärung höre ich: »Sie sagt, ich soll einen richtigen Satz sagen.« Ich beginne zu begreifen. »Wolltest du etwas am Tresen kaufen?« Er nickt. Ich unterbreche das Fußballspiel und schlage dem Jungen vor, dass wir gemeinsam zum Tresen gehen. Ich bin wütend, gleichzeitig traurig. Ich sage dem Jungen, dass es mir Leid täte. Er ist seit noch nicht langer Zeit in Deutschland und sein Umfeld ist wahrhaftig nicht darauf angelegt, ihm einen »Crashkurs« in Deutsch angedeihen zu lassen. Außerdem schlägt er sich mit einer Fülle noch anderer Probleme herum, die er bisher dadurch zu lösen versucht hatte, indem er sehr erfolgreich den »einsamen Wolf« gab, der als Einzelkämpfer misstrauisch und wachsam die anderen auf Distanz hielt. Ich glaube, dass er sich jede Form von Kontaktaufnahme, und sei es auch nur das Ankaufbegehren eines Getränkes, jeweils wohlweislich überlegt.

Wir beide näherten uns dem Tresen, die Frau schaute uns freundlich entgegen. Ich sagte zu dem Jungen: »Du wolltest doch etwas zu trinken kaufen, was ist es denn?« Die Frau glaubte, sich erklären zu müssen: »Ich habe ihm gesagt, er solle einen richtigen deutschen Satz sagen!« Ich merkte wieder, wie meine Wut hochstieg. Ich entgegnete etwas gepresst: »Er ist noch nicht so lange in Deutschland, er könnte Ihnen sein Anliegen hervorragend in Russisch vortragen, aber ich befürchte, damit hätten **Sie** Schwierigkeiten!« Sie wandte sich an den Jungen. »Was möchtest du?« »Das da!« Der Junge deutete auf eine eigentümlich blau gefärbte Flüssigkeit in einem Behältnis.

Als wir beide uns vom Tresen entfernten, wiederholte ich ihm nocheinmal, wie Leid es mir täte, dass die Menschen oft so »blöde« - so nannte ich es - seien. Und wie ich ihn bewunderte ob seiner Deutschkenntnisse, seines Mutes und in Anbetracht all dessen, was er immer wieder aushalten müsse. Er schaute mich nachdenklich an, während er sein Getränk schlürfte. Er erwiderte nichts und ging davon. Ich selber war äußerst unzufrieden mit mir. Eigentlich hätte ich mir die Frau am Tresen »zur Brust nehmen müssen«. Aber irgendwie hatte ich Angst vor meiner eigenen Wut. Ich dachte darüber nach, wie wohl der Junge mit seiner Wut umgehen würde. Oder besser: mit seiner Trauer, mit dem Erleben von Verletzung und Erniedrigung.

Am nächsten Tag trafen wir uns wieder. Es war der letzte Tag im Schuljahr, Abschlussfest im Garten der Klassenlehrerin. Ich spielte lange mit dem Jungen Frisby, für seine Verhältnisse sprach er recht viel, manches war schwer nur zu verstehen, ich musste nachfragen, es machte

mich unsicher. Er dagegen lachte mich an: Der »Cowboyblick« war an jenem Nachmittag verschwunden.

Ein Mädchen aus der Klasse benimmt sich oft sehr merkwürdig. Es wirkt auf der einen Seite stets erschrocken, dann wiederum vermittelt es den Eindruck, als wolle es sein Gegenüber gleichsam »austricksen«, wobei somit in der Begegnung das Bedürfnis, sich dem Kinde angstmindernd zuzuwenden, immer wieder wechselt mit einer Art Misstrauen und Vorsicht, die Schuldgefühle hervorrufen angesichts seines erschrockenen Gesichtsausdruckes. In einer Szene - wir machten einen Gang in die Stadt - stand das Mädchen vor mir. Die Schülerin hielt einige Prospektkarten, die sie aus dem Museum, welches wir eben besucht hatten, mitgenommen hatte, in der Hand und fragte mich, was passieren würde, wenn sie sie nun auf dem Boden würfe. Sie hatte miterlebt, als ich einige ihrer Schulkameraden ermahnte, da sie mehrere dieser Karten in die Schwinge geworfen hatten. Bei dieser Frage schaute sie mich prüfend und irgendwie - so kam es mir damals vor - »lauernd« an. Ich antwortete, ich würde sie dann auffordern, sie wieder aufzuheben und in einer Mülltonne zu entsorgen. Sie wartete einen Moment, dann warf sie die Karten auf den Boden. Ich war ärgerlich, fühlte mich wie in einem Spiel, wo der andere das Wissen um meine nächsten Züge ausnutzte, um mich festzulegen und zu kontrollieren. Ich forderte das Mädchen recht bestimmt auf, die Karten aufzuheben. Es versteinerte, wirkte unheimlich erschrocken und flüsterte mir zu, dass es dies nicht könne. Ich möge dies doch bitte tun, es täte ihm Leid, und es bäte sehr um Entschuldigung. Ich war sehr erstaunt, sammelte dann die Karten auf und warf sie in einen Papierkorb. Das Mädchen löste sich förmlich aus seiner Erstarrung und lächelte mir dankbar zu. Im Verlauf des Tages und auch später bei anderen Gelegenheiten kam jene Schülerin häufiger zu mir gelaufen und fragte mich flüsternd, warum ich denn immer weggehen würde. Anfangs war ich recht verblüfft und konfrontierte sie damit, dass sie es doch sei, die Abstand und Nähe zu mir bestimme: »Ich bin doch gar nicht weggegangen, du warst bei den anderen und bist jetzt zu mir gekommen!« Den Einwand ließ sie nicht gelten, sondern wiederholte ihren Vorwurf. Dies wurde vermehrt zu einem Ritual: »Warum sind Sie weggegangen?«

Eigentlich, so würde manch einer meinen, recht »banale« Szenen, vielleicht eines Kopfschüttelns wert, oder einer klaren Ansage: »Du hebst das jetzt auf!« Und im ersten Fall hätte es auch nahe gelegen, den Jungen ob seiner rätselhaften Äußerung: »Die will mir nicht zu trinken geben!« zu ermahnen, sich doch bitte deutlicher zu erklären. Doch dieses hätte bedeutet, etwas zu übersehen: eben dass sich in diesem Verhalten und diesen Mitteilungen noch anderes zu vermitteln suchte, was drohte »überhört« zu werden. Oft erscheint es mir, als würden viele Menschen durchaus sehr vielschichtige und umfassende Botschaften ihren Mitmenschen überbringen wollen, aber es ist, als wenn sie - um es in einem Bild zu beschreiben - sie in kleiner enger Schrift auf ein Blatt Papier schrieben, welches sie dann mehrfach falteten, bis es ganz klein wirkt und auf der übrig gebliebenen Oberfläche nur noch ein Fragment des ursprünglichen umfassenden Textes auf den ersten Blick zu sehen ist. Es braucht also die Zeit und Geduld, das Papier behutsam zu entfalten, um die Botschaft in Gänze lesen zu können.

Im Falle des Jungen fällt es sicherlich nicht schwer, gewissermaßen zu errahnen angesichts seines Blickes und der Knappheit seiner Aussage, dass hier etwas für ihn durchaus Wichtiges zum Ausdruck gebracht wird: »Die will mir nicht zu trinken geben!« Aber dazu bedarf es einer gewissen Vertrautheit, einer Vorerfahrung in der Begegnung mit ihm. Ich war ja schon häufiger diesem Blick begegnet. Ich erinnere mich noch an eine Begebenheit, wo ich ihn - da die Klassenlehrerin gesagt hatte, er bräuchte wegen seiner mangelnden Deutschkenntnisse Schulaufgabenhilfe - gefragt hatte, ob er eine Hilfestellung benötigte und mir eine »eiskalte« Abfuhr abholte, die jedem Helden in einem Italowestern zur Ehre gereicht

hätte. Mit einem vernichtenden Blick teilte er mir nur knapp mit, er brauche keine Hilfe, ich solle ihn doch in Ruhe lassen. »Kann ich nun gehen?« Sprachs, verschwand und ließ den »hilflosen Helfer« ohnmächtig und gekränkt zurück.

Ich finde es immer wieder auffällig, wie wenig wir gegenwärtig haben, dass eine abweisende, aggressiv wirkende Haltung letztlich der Abschreckung und Sicherung dienen soll: »Angriff ist die beste Verteidigung«. Hinter einer Drohgebärde verbergen sich die Verunsicherung und Angst. Gerade bei aggressivem Verhalten wird eine solche Deutung viel zu selten herangezogen, immer wieder stoße ich mit dieser Sichtweise auf Unverständnis. Dabei ist es meines Erachtens doch unübersehbar: Um das eigene Gefühl von Ohnmacht und Unterlegenheit nicht allzu deutlich spüren zu müssen, wird versucht, es seinem (als potentiell bedrohlich erlebten) Gegenüber zu vermitteln. Oft im Sinne eines »Präventivschlages«, einer Dynamik, die nicht zuletzt auch bei »internationalen Konflikten« durchaus als »hoffähig« anerkannt wird.

Diese »Technik« hatte der Junge in seiner schulischen Laufbahn wiederholt zum Einsatz gebracht, es hatte ihm einen bestimmten Ruf verschafft, aber ihn auch gleichzeitig festgelegt: eben auf eine Rolle. Und die gab ihm Stabilität und Sicherheit, mit ihr kannte er sich aus. Auch gelang es ihm zumeist »spielend leicht«, die anderen zum »Mitspielen« zu bringen. Häufig erahnen wir nicht, was es bedeutet, ja was es dem Betreffenden abverlangt, aus einem solchen »Plot« oder »Drehbuch« auszusteigen, welches ihm als solches gar nicht bewusst ist und wo er seine eigenen Anteile am Zu-Stande-Kommen bestimmter Dynamiken gar nicht wahrnehmen darf: »Schuld haben die anderen!« Zu dem Zeitpunkt, wo eine solche Deutung uns entgegengebracht wird, mag dies in jener Einseitigkeit sicherlich nicht mehr stimmen. Was die Entstehungsgeschichte, die Entwicklung einer solchen Haltung anbetrifft, wird es aber zutreffen.

Hatte ich in jener Szene in der »Spielscheune« angemessen gehandelt? Rückblickend bedaure ich, dem Jungen nicht von **meiner** Wut und Ohnmacht gesprochen zu haben, etwa so: »Weißt du, mich macht es so wütend, dass ich jetzt Angst habe auszuflippen, wenn ich mir die Frau am Tresen vornehme. Ich befürchte, überhaupt nicht die richtigen Worte zu finden, und sie wird nur den Kopf schütteln und gar nicht verstehen, warum ich mich so aufrege. Und dann fühle ich mich völlig hilflos und irgendwie einsam. Und im Grunde genommen furchtbar traurig! Und ich könnte Bomben werfen!«

Ähnlich hätte ich mir gewünscht, bei der Szene vor dem Museum anders mich erklärt haben zu können: »Schau, du hast doch gesehen, dass ich eingeschritten bin, als deine Klassenkameraden diese Karten in den Fluss warfen. Du weißt somit, dass ich, wenn du nun die Karten auf den Boden wirfst, dich auffordern **muss**, wenn ich glaubwürdig bleiben will, sie wieder aufzuheben. Und damit bin ich in der Falle: Wenn ich es tue, wirst du dich weigern und ich muss immer energischer werden. Dann haben wir Krach. Und als Erwachsener und schulische Begleitperson, was ich ja bin, würde mancher sagen, dürfe ich nun nicht nachgeben, müsse mich durchsetzen, um nicht das Gesicht zu verlieren. Und eigentlich habe ich schon von Anfang an verloren: Denn du bestimmst ja die Regeln dieses Spiels, was gar keins ist, und ich habe keine andere Wahl: Und dann fühle ich mich hilflos, ratlos, wütend, ohnmächtig. Und möchte dich am liebsten zum Mond schießen, finde das aber auch bescheuert, weil ich dich gern habe und wir heute im Laufe des Vormittags doch recht freundlich miteinander umgehen konnten.«

Meine »Lösung« war, die Karten selber aufzuheben. Das war mir möglich, weil mir das Mädchen mitteilen konnte, dass dies **ihm** unmöglich war. Für mich war das »glaubwürdig«.

Sein Gefangensein in seiner Rolle in diesem »Skript« rührte mich, somit vermochte **ich** kurzfristig aus diesem Skript auszusteigen.

Unübersehbar war meines Erachtens auch, wie dieses Kind immer wieder in einem Konflikt zwischen dem Wunsch nach Nähe und der Notwendigkeit, sichernde Distanz herzustellen, gefangen war. Dies drückte es durch die eigentümliche Äußerung aus, wenn es nach einer Abwesenheit wieder zu mir kam und mir vorwarf, ich hätte es verlassen: »Warum sind Sie weggegangen?«. Ich blieb dann bei diesem Ritual, ohne es zu deuten. Es gelang mir nicht, etwa zu sagen: »Schau, es scheint dir nicht so ganz geheuer zu sein, wenn wir beide zusammen etwas unternehmen, und gleichzeitig glaube ich, dass du es ganz gerne tust. Vielleicht traust du dem Frieden nicht so recht?« Ich erinnere mich an eine Gesprächssituation, wo der so genannte »Klassenrat« bestehend aus vier gewählten Schülern, dem Sozialarbeiter und mir mit jenem Mädchen eben gerade ihre zwiespältigen Botschaften anzusprechen versuchte. Das Kind hatte sogar um das Gespräch gebeten. Die Mitschüler/innen waren nämlich genauso verwirrt über seine Haltung. Das Mädchen setzte sich während dieses Gespräches letztlich gar nicht erst richtig auf einen Stuhl, wirkte wie stets auf dem Sprung und ungeheuer angsterfüllt. Es antwortete auf unsere Fragen geradezu stereotyp immer wieder nur: »Kann ich jetzt gehen? Ich muss doch meinen Bus kriegen!« Die Kinder um uns herum konfrontierten ihre Mitschülerin damit, dass doch in allernächster Zeit überhaupt kein Bus fahre. Auch habe sie doch mit uns sprechen wollen! Sie jedoch wiederholte immer den gleichen Einwand. Schließlich hielten wir ihre Spannung nicht mehr aus und ließen sie gehen. Wir waren ganz erschöpft und völlig ratlos. Aber auch den Kindern war nicht entgangen, wie angsterfüllt das Mädchen war. Darüber konnten wir noch reden. Und im Folgenden gingen die Mitschüler - so hatte ich den Eindruck - »nachsichtiger« mit dem Mädchen um.

Von Martin Buber stammt der Satz: »Beziehung erzieht.« In Bezug auf das schulische Umfeld gäbe es hierzu Einiges anzumerken. Vielleicht als Anstoß ein Zitat aus dem Buch von Hans Jochen Gamm »Kritische Schule: Eine Streitschrift für die Emanzipation von Lehrern und Schülern«. Dort heißt es: »Der pädagogische Bezug lässt sich bei genauer Überprüfung als ein herrschaftsorientiertes Sozialverhältnis entlarven, insofern er Ordnungsimpulse enthält, die über das Modell hinaus wirksam bleiben, da sie internalisiert werden. Im pädagogischen Bezug gibt es stets ein klares Älter und Jünger, Oben und Unten, eine deutliche Macht und Ohnmacht.« Das klingt sicherlich in manchen Ohren sehr provokativ, manch einer wird einwenden, dass es letztlich gar nicht anders gehe und auch von den Kindern und Jugendlichen als Orientierungshilfe so verlangt werde. Aber bleibe nicht entgegenzuhalten, dass hierdurch eben all die wahrhaftig nicht konstruktiven Mechanismen festgeschrieben werden, von denen ich einige Beispiele in den Beschreibungen aus den Begegnungen mit den Schulkindern versucht habe aufzuzeigen?

Somit wird es unumgänglich, die verschiedensten Schauplätze der Begegnungen mit Kindern und Jugendlichen auch hinsichtlich ihrer Struktur, ihrer Traditionen, ihrer oft unhinterfragten und unreflektierten Dynamiken aufmerksam zu betrachten, wenn es wirklich uns ein Anliegen sein sollte, sie auf ihre »Angemessenheit« in Bezug auf die Bedürftigkeiten von Menschenkindern - ob nun groß oder klein - zu bewerten und gegebenenfalls zu verändern. Und unter »Schauplätzen« wäre dann zu verstehen vielerlei: Familie, Wohnverhältnisse, soziokulturelle Einbindungen, Kindergarten, Schule, Jugendhilfe, Freizeitangebote, Perspektiven beruflicher Weiterbildung,... die Aufzählung ließe sich lange fortsetzen.

»Beziehung erzieht«. Martin Buber betont hier den Aspekt der Beziehung. Damit sind wir als (vermeintliche) Erwachsene gefragt, wie denn unser Anteil in der Begegnung und Beziehung

mit Kindern und Jugendlichen ausschaut, vor welchem lebensgeschichtlichen eigenen Hintergrund, mit welcher Erwartung, Bedürftigkeit und mit welchen Bildern, Verständnisansätzen, Wahrnehmungsmöglichkeiten, Sichtweisen wir an die Kinder und Jugendlichen herantreten. Hierbei werden Problematiken angeschnitten, die in der Begegnung mit den Kindern und Jugendlichen durchaus deutlich werden können, aber eben als die **unsrigen!** Somit geht es um unsere Selbstwahrnehmung, um unseren Prozess von Selbsterfahrung. Auch dies macht oft Angst, verunsichert. In unserem Schulprojekt haben wir Erwachsene immer wieder eine solche Erfahrung machen können.

Meines Erachtens ist jedoch gerade hier eine große Schwierigkeit gegeben: Die Beziehungsaspekte werden immer weniger beachtet. Als Beispiel wäre etwa aus meiner Sicht der Umgang mit den so genannten hyperkinetischen Störungen zu sehen: den Aufmerksamkeits-Defizit-Störungen, abgekürzt ADHS oder ADS. Warum jener so vermeintlich inflationäre Anstieg von Fallzahlen, jene geradezu flächendeckende Verabreichung von Medikamenten? Warum die Einseitigkeit in der Deutung dieses Erscheinungsbildes, überwiegend organisch, biologisch ausgerichtet? Warum das Übersehen all der durchaus differenzierten und vielschichtigen Betrachtungsweisen, die von tiefenpsychologischer und psychoanalytischer Seite vorgelegt werden? Wen soll es wovon schützen? Und - so darf man wohl fragen dürfen - wer verdient daran?

Vor nicht allzu langer Zeit sprach ich mit einem erfahrenen Kinderarzt über diese Problematik. Obwohl er hinsichtlich der Aufmerksamkeits-Defizit-Störungen ein überzeugter Anhänger und Vertreter einer biologisch orientierten Betrachtungsweise ist, fand er die tiefenpsychologischen Überlegungen zu diesem Erscheinungsbild sehr anregend. Gleichzeitig aber sagte er wie abschließend: »Selbst wenn, wie ja durchaus auch von den Pharmafirmen in den Beipackzetteln empfohlen wird, eine psychotherapeutische Behandlung dieser Störung - ob nun mit oder ohne Medikamente - sinnvoll wäre, wo wollen Sie denn die ganzen Psychotherapeuten hernehmen? Sie wissen doch selber am besten, mit welcher langer Wartezeit jemand rechnen muss, wenn er einen Therapieplatz sucht. Da verschreib ich doch das entsprechende Medikament! Das wird ja schließlich auch von mir erwartet!«

In der Zeitschrift TIME (6.5.2002) gab es einen längeren Artikel über ein Störungsbild, welches bei Kindern und Jugendlichen auftritt, wo hinsichtlich der Häufigkeit der Diagnosestellung (The Geek Syndrome) geradezu ein »Boom« in Amerika zu verzeichnen ist. Obwohl - wie heutzutage üblich - auch hier in jener Reportage ein vorwiegend biologisch-genetischer Erklärungsansatz favorisiert wird, kommt der Autor des Artikels nicht umhin, gleichsam ironisch-sarkastisch anzumerken, dass in der heutigen Gesellschaft ja doch bestimmte Persönlichkeitsmerkmale favorisiert würden, wo Sensibilität und emotionale Berührbarkeit wahrhaftig nicht an erster Stelle stünden. Rationalität, Sachlichkeit, die Fähigkeit zur Abstraktion, halt Begabungen, die, wie der Autor des Artikels ausführt, einen erfolgreichen Computerfachmann oder Manager auszeichnen würden, seien nicht unbedingt die besten Voraussetzungen für empathische Beziehungsgestaltung. Wie nun, so die provokative Schlussfolgerung in dem Artikel, wenn sich Mann und Frau, beide im Leben erfolgreich aufgrund dieser Eigenschaften, zusammentun, um eine Familie zu gründen? Was dann das Kind an Beziehungskompetenzen bei den Eltern erlebt und welche Folgen dies für es hat, ist dies eine Frage der Gene, der Biologie oder einer ganz anderen Form von »Selektion«?

Die Rechte der Kinder: Ich hoffe, ich konnte einige Anregungen, Anstöße vermitteln, wo die Vielschichtigkeit jener Thematik vielleicht auch im Erleben von Irritation, Verwirrung und Befremdung deutlich geworden ist. Ich wäre froh, wenn für manchen hierdurch noch einmal mehr offenbar werden konnte, wie sehr in unserem heutigen gesellschaftlichen Kontext Bedürfnisse von Kindern und Heranwachsenden oft nicht angemessen wahrgenommen werden, nicht zuletzt, weil wir die Botschaften und Mitteilungen, die uns hier entgegengebracht werden, »übersehen« und »überhören«.

Vielleicht wird sich manch einer sagen, er selber kenne solche Situationen, gewissermaßen Lebensgeschichten aus eigener Anschauung kaum. Er glaube auch von sich sagen zu können, dass er nicht dazu neige, »Notsignale« welcher Art auch immer bei Menschen zu »übersehen« oder zu »überhören«.

Kennen Sie die Geschichte von dem kleinen Mädchen, dessen Mutter sehr früh gestorben ist und welches weitgehendst ganz allein auf sich gestellt zurechtkommen muss? Es gibt zwar einen Vater, aber der treibt sich in der Weltgeschichte herum und kommt nur sehr selten nach Hause. Trotzdem bewundert das Mädchen ihn, sieht in ihm einen großen Helden. Und es darf nicht merken, wie allein es ist. Es sucht sich und seine Umwelt davon zu überzeugen, dass es stark und tapfer allein seinen – wie darf ich sagen? - »Mann zu stehen« wisse. Eine traurige Geschichte, nicht wahr?

Oder kennen Sie die Geschichte von dem kleinen Jungen, der Mutter und Vater verloren hat und sehr lieblos aufgezogen wird von Onkel und Tante? Der sich wegträumt in eine Welt, wo er einem liebevollen Vater begegnet und auszieht, zusammen mit einem lieben Freund Abenteuer zu bestehen? Jener Junge gilt als vermisst, zuletzt wurde er gesehen eines Herbsttages bei einbrechender Dämmerung auf einer Parkbank sitzend. Auch eine traurige Geschichte, nicht wahr?

Und sicherlich kennen Sie die Geschichte von jenem Jungen, dessen Eltern Opfer eines Mordanschlages wurden und der unter entwürdigenden und kränkenden Bedingungen bei Verwandten aufwachsen muss, während seiner gesamten Kindheit und Jugend dauernd bedroht, gleichfalls Opfer des Mörders seiner Eltern zu werden! Eigentlich auch eine sehr traurige Geschichte!

Die meisten von Ihnen kennen diese Geschichten: das Mädchen aus dem ersten Beispiel heißt Pippi Langstrumpf, der Junge aus dem zweiten ist die Hauptperson in dem Buch »Mio, mein Mio«, und der letzte trägt den Namen Harry Potter.

Alle Rechte beim Verfasser:
Dr.med. Michael Sostmann
Jahnstraße 9
21680 Stade